

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

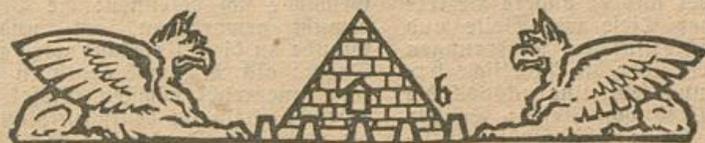
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934**

4.11.1934 (No. 44)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 44



4. Novbr. 1934

## Schiller / Die deutsche Muse (1800)

Kein Augustisch Alter blühte,  
Keines Mediceers Güte  
Lächelte der deutschen Kunst;  
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,  
Sie entfaltete die Blume  
Nicht am Strahl der Fürstengunst.

Von dem größten deutschen Sohne,  
Von des großen Friedrichs Throne  
Ging sie schutzlos, ungeehrt.  
Rühmend darf's der Deutsche sagen,  
Höher darf das Herz ihm schlagen:  
Selbst erschuf er sich den Wert.

Darum steigt in höherm Bogen,  
Darum strömt in vollern Wogen  
Deutscher Barden Hochgesang;  
Und in eigner Fülle schwellend  
Und aus Herzens Tiefen quellend,  
Spottet er der Regeln Zwang.

## Emil Kaut / Schiller, Schattenriß des dramatischen Dichters

Schiller erscheint hier, wie immer, im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur; er ist so groß am Teetisch, wie er es im Staatsrat gewesen sein würde. Nichts geniert ihn, nichts engt ihn ein, nichts zieht den Flug seiner Gedanken herab; was in ihm von großen Ansichten lebt, geht immer frei heraus ohne Rücksicht und ohne Bedenken. Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch Goethe.

Diese Schillerfeier darf nicht bloß ein Datum und ein amtlicher Anlaß sein; sie muß eine geistige Begegnung, eine erneute Ein-Sicht, ein Angesprochenwerden vom deutschen Gelebe sein. Denn Schiller ist der große Förderer, viel weniger ein Ausdeuter auf der Bühne. Nicht das Seiende freut ihn gestalterisch, sondern sein Drama verlebendigt das Werden auf ein Sollen hin. Schillers Dichtung und die dramatische im besonderen verlangt nicht die Verwirklichung des Ich, sondern die eines hohen oder höchsten Sittengebotes unter Opferung dieses Ich (von den „Räubern“ bis in die letzten großgearteten Bruchstücke hinein). Jeder einzelne ist für diesen Dichter nur daseinsberechtigt als Diener an der Verwirklichung jenes fernsten Gesetzeszustandes wahrer Menschlichkeit. Herbert Cysarz, Schillers neuester Deuter und Künstler, sagt darum sehr richtig: Schillers Humanität ist ein Wort von Erz, nicht von Schmalz.

Soldatentum vom Vater her (als eine Gesinnungsform, nicht als Betätigung), die Bibelerziehung an der Hand der Mutter und künstlerisch die Ablänge der höfischen Harocoper sind die deutlich nachweisbaren Wurzeln des Dichtergeheimnis-

ses Schiller. Eine im ganzen durchaus anerkennend zu wertende Menschen- und Wissensunterweisung vermittelt die äußeren und Formkräfte zu Schillers junglinghaftem Dichten. Philosophie, auch vorgelebt in der Lehrerpersönlichkeit Abels, tritt eindrucksvoll in den Gesichtskreis dieser jungen Menschen und nicht zuletzt Schillers. Goethe hat zu Eckermann von dem Freiheitsurteil Schillers gesprochen.

Der erste große Wurf ist schon der ganze Schiller: der Kampf um Freiheit zur Wahrheit in den „Räubern“; die Verwirklichung dessen, was sein soll, die Verdammung dessen, was ist, und wie es ist. Aber die Lösung der Aufgabe geht nur über den Weg des sich selbst opfernden Ich. Daneben geht das lyrische Bemühen in den Gedichten der Anthologie um Liebe und Tod, den Menschen und das Weltall; um dieses Miteinandergebundensein ringt der Dichter dort wie hier (siehe das förderliche Buch von W. Iffert: Der junge Schiller, zweite Auflage, Halle 1933). — Die Aufführung der „Räuber“ erzwingt den leidhaftesten Kampf gegen die Stuttgarter Daseinsform und den Durchbruch zur Verwirklichung der eigenen dichterischen Forderung. Der äußere Lebensgang wird mehrfach spürbar Spiegel des dichterischen Aufstiegs: Kampf und Opfer um Freiheit. — Die gewonnenen technischen Kenntnisse zum Theatralischen zeitigen den „Fiesco“, Schillers erste, schon in einem engeren Sinne politische Tragödie, wie es in einem weiteren doch auch die „Räuber“ waren, und alle künftigen Dramen immer wieder in einem eigen getönten Sinn sein werden.

„Kabale und Liebe“, das Gedicht vom gesellschaftlichen Ständekampf um das Naturrecht des Einzelnen, läßt ähnlich

beide Helden Ferdinand und Luise sich verschulden zur Freiheit, die ihnen erst im Zusammenbruch und Tod als Siegespreis zuteil wird.

Wende in Leben und Werk bedeutet die Don-Carlos-Gedichtfolge, der Verbannung nach Bauerbach wie dem Dresdener Aufenthalt wesentlich erwachsen. Die absoluten, Weltwirklichkeit sprengenden Forderungen des Dichters und seiner Gestalten werden von nun ab immer stärker in die diesseitige Geschichte und von einer erhofften oder fordernd geträumten Menschheit in die erdnahe Menschlichkeit hineingezwungen. Hier im Carlos ist erstmalig große deutsche Tragödie; Spiel und Gegenpiel haben auf ihre Weise recht: Carlos-Posa; Philipp; Liebe; Staatsräson; Menschheitsbeglückung. Aber auch hier verwirklicht sich Freiheit nur durch tödliche Opfer, also gebunden an letztbaltige Leistung. Der Dichter dieser Carlos-Prosa-Freundschaft findet gerade damals als Mensch den entscheidend wichtigen Freund Christian Gottfried Körner und seinen Kreis in Leipzig-Dresden. Die am tiefsten tragische Figur, die poetisch dichteste, scheint Philipp zu sein; sein Leben ist ein größeres Opfer als jeder Tod.

Mit dem vollendeten Carlos ist der dramatische Dichter Schiller auf eine Stufe seines Ganges gelangt, die er zunächst nicht übersteigt, sondern von der aus er andere Bezirke erstrebt, abschreitet, erobert: nach der Tiefe wie Breite und Breite, voll Erfolgen, aber auch Abschweifungen, ja Irrungen (vgl. Wilhelm Böhm: Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, Halle 1927, und sehr eindrucksvoll die Dissertation des Jasperschülers Alfred von Kessel: Schiller und die Kantische Ethik, Heidelberg 1933): Philosophie, Weltgeschichte, Zeitschriftenbetreuer, Romanschreiber und Balladen-dichter, Universitätslehrer, Ehemann und Familienvater. Aus allem Tun und Erfahren aber staut sich die Stoffmasse, der nach mehr als einem ganzen Jahrzehnt der „Wallenstein“ als wieder erstes Drama zu neuen künstlerisch-sittlichen Zielen entsteigt. Diese Zwischenzeit ist eine wahrhaft „schöpferische Pause“. Weder vorher noch nachher sind freilich die leisen Töne des Selbstverständlichen je Schillers Art; ehedem wie künftig umrauschen sein Wort Pauken, Trompeten und im Kampfstrom knatternde Standarten. Innerste Angelegenheiten verborgener Seele werden in denkbar großem weltgeschichtlichem Rahmen entfaltet: in der Wallensteindreieinheit. Erstmals hat auch die dramatische Form größtes Maß, ist nicht mehr aufstrebend kolossalisch, sondern durchdacht gebaut, wenn auch monumental. Dichtung geht in unmittelbar theatralische Wirkfähigkeit ein. Auch feiert wirkliche (nicht phantastegewaltige) Seelendarstellung große Triumphe, in den Mittelfiguren, wozu wir freilich Max und Thekla nicht rechnen. Auch Wallenstein opfert, auf daß dem Weltgesetz der Wahrhaftigkeit Genüge geschieht (das natürlich nicht im moralisierenden, sondern verinnerlichten Sinn gemeint). Stärker als der noch so gewaltige einzelne ist die Unerbittlichkeit des Weltablaufs.

## Elfriede Gottlieb / Schiller als Philosoph

Der Briefwechsel zwischen Schiller und seinem Freund Körner enthält folgende Stelle von Schillers Hand: „In der neuen Ausgabe seiner philosophischen Religionslehre hat Kant sich über meine Schrift von Anmut und Würde herausgelassen und sich gegen den darin enthaltenen Angriff verteidigt. Er spricht mit großer Achtung von meiner Schrift und nennt sie das Werk einer Meisterhand.“ — Und ferner die Worte: „Ich kann Dir nicht sagen, wie es mich freut, daß diese Schrift in seine Hände fiel, und daß sie diese Wirkung auf ihn machte.“

Noch für einen zweiten deutschen Dichter wurde die Kantische Philosophie zum entscheidenden Erlebnis: Heinrich von Kleist brach zusammen über dem Studium der „Kritik der reinen Vernunft“ und richtete sich wieder auf — als ein anderer Mensch. Der kindliche Rationalismus seiner Jugend war definitiv ausgelöscht, war einer entgegengesetzten Einstellung gewichen. Einer Einstellung, die ihn denkbar weit von Kant fortführte. Die Kantische Erkenntnistheorie wirkte vernichtend auf Kleists Erkenntnistrieb, der bis dahin dominiert hatte. Für immer wandte er dem Ideal des theoretischen Erkennens den Rücken. Er überließ sich dem irrationalen „Gefühl“. Er setzte Leben und Schaffenstrast an Werke, die voll sind von der unergründlichen und rätselhaften Dunkelheit der Welt.

In einem sonderbar negativen, sich selbst aufhebenden Sinn hat somit die Kantische Philosophie auf Kleist eine lebensbestimmende Wirkung ausgeübt. Diese Wirkung blieb beschränkt auf Kleists Erkenntnistheorie — auf eben das Gebiet, von dem Schiller die geringsten Eindrücke empfing, das ihn in keiner Weise zu einer produktiven Um- und Weiterbildung anregte.

Schiller erfasste Kant von seiten der „Kritik der praktischen Vernunft“ und der „Kritik der Urteilskraft“. Sein Erfassen war das Bewußtwerden einer verwandten Denk- und Wesensart. Die ausgesprochen männlich-heroische Persönlichkeit des Dichters erschloß sich mit Feuer einer Forderung, die in ihm selber vorgebildet war (man vergleiche die leitende Idee schon

Es folgen ohne Unterbrechung die „hohen Spiele“ (nach Eszary): „Maria Stuart“ (welche Eszary meines Erachtens überfeiert), „Die Jungfrau von Orléans“, „Die Braut von Messina“, „Wilhelm Tell“ und das Fragment „Demetrius“, das nach Hermann Schneiders überaus belehrender Studie („Vom Wallenstein zum Demetrius“, Stuttgart 1933) das eigenstümliche aller Schillerschen Dramen zu werden anbot und weniger über sich hinaus als nach dem Innersten des Dichters weist. Theaterfest, Weihe kultischen Dienstes, Glanz der Weltgeschichte in ganz großer Haltung durchdringen sich im Königinnendrama wie in der Jungfraudichtung, der am tiefsten antinapoleonischen Gegenwartsdichtung vor 1806 und 1813. Am stärksten enthält neben der „Jungfrau“ die „Braut von Messina“ musitragödische Eigenschaften von Richard Wagner (siehe Konrad Burdachs meisterlichen umfassenden Aufsatz „Schillers Chordrama und die Geburt des tragischen Stils aus der Musik“, jetzt: Vorspiel II. Halle 1926), ein urtümliches Gesamtwerk mit einer Schiller ganz eigenen Verwendung der Sprechstimme.

Als vollendete Zusammenfassung alles künstlerisch bisher Erreichten ist der „Tell“ Schillers unmittelbarstes nationales Vermächtnis geworden für alle, die zu deutscher Sprache und Geschichte sich bekennen: die Verherrlichung des seiner selbst bewußt gewordenen, art- und heimats stolzen Staatsvolkes. Glaube an diese Urmächte wird zu politischer Tat. Das deutsche Drama als Ausdruck deutschen Volkseins hat hier einen bislang unerreicht höchsten Gipfel erreicht; nie auch ist durch Sprache allein im deutschen Raum so Schillers eigene, nur zu oft vergessene Forderung des Theaters als der moralischen Anstalt in Einheit von Spielgemeinschaft und Zuschauer-gemeinde so leidhafte Wirklichkeit geworden wie angefaßt dieses Nationaldramas. Insofern ist es maßstabgebend, also klassisch. Hier liegt die Verpflichtung der Schillerfeier: niemals es nachzuahmen, wohl aber ihm, der Lauterkeit seines Dichters und dessen Welt an inniger Hingabe und einfaßbereiter Unbedingtheit nachzueifern.

Geachtet wird Schillers Gesamtwerk durch seine frühe und immerwährende Todesnähe. Er führt zeitlebens, ein deutscher Soldat des tapfersten Geistes, unentwegt einen Zweifrontenkrieg: für das Werk und die Verwirklichung fordernde Idee, und gegen den Zerfall wirkenden Leibzerfall. Schiller zielt immer über sich hinaus, während Goethe von innen heraus sich zu verwirklichen, zu verewigen sucht. Bezeichnenderweise hat Schiller kein angeborenes Verhältnis zur pflanzlichen Natur, wohl aber zur Geschichte, weniger das stille Reifen als das sich selbst verzehrende Kämpfen ist seine Wesens- und Lebensform. Verehrender Nachfahr sein kann gegenüber Schiller nur heißen: mit den menschlichen und geistigen Möglichkeiten der jeweiligen Gegenwart so rückhaltlos der Verwirklichung überzeitlicher Werte und Forderungen sich zu verdingen, wie er es beispielhaft getan hat.

des Jugendwerkes, der „Räuber“!). Einer Forderung von der Unbedingtheit, der Konzeptionslosigkeit, der stählernen Härte, wie sie die Kantische Ethik charakterisiert. Keine stolzere Moral als das Kantische Autonomieprinzip. Einzig wir selbst geben uns das Gesetz; unser Wille darf durch nichts bestimmt werden, was von außen an ihn herantritt; kein Zwang und kein Zweck, keine fremde Autorität irgendwelcher Art darf ihn beugen. Aber dieser absoluten Freiheit steht gegenüber die nicht minder absolute Verbindlichkeit; dem Imperativ des eigenen Gewissens soll unter allen Umständen gehorcht werden; keine Aufopferung, nicht einmal die des Lebens, darf der Mensch verweigern, wenn sie in seinem Gewissen sich ankündigt als Pflicht.

Schillers Erfassen war zugleich ein Fort- und Höherbauen auf gemeinschaftlichem Grunde. Auch Kant hat diese fundamentale Gemeinsamkeit empfunden. Siehe die „große Achtung“, mit der er spricht von dem „Werk einer Meisterhand“; dem Werke, das vornehmlich den Differenzpunkt der beiden Großen auf ethischem Gebiet behandelt.

Es gibt 2 Distichen von Schiller, die diesen Differenzpunkt in geistreich-launiger Ueberlegenheit — freilich auch vermittelt einer durchaus bewußten Verschiebung der Grundbegriffe — erleuchten. Zwei Kantianer unterhalten sich. Der eine von ihnen äußert folgenden

Gewissenskrupel:

Gerne dien' ich den Freunden, doch tu ich es lieber mit Neigung,  
Und so wurmt es mich oft, daß ich nicht tugendhaft bin.  
Darauf fällt der andere diese

Entscheidung:

Da ist kein anderer Rat, du mußt suchen, sie zu verachten,  
Und mit Abscheu alsdann tun, wie die Pflicht dir gebet.

Die besagte Verschiebung der Grundbegriffe ist enthalten in einem einzigen, kleinen, in Frage und Antwort wiederkehrenden Einzelfiler: in dem Wörtchen „mit“. Ob ich „mit“ Neigung oder „mit“ Abscheu handle, das kommt für die moralische Qualität meiner Handlungen nicht in Betracht. Eine Handlung kann gleichermaßen tugendhaft oder lasterhaft sein, ob nun Neigung oder Abscheu sie begleiten oder nicht. Indessen, habe ich die Handlung begangen „aus“ Neigung, war Neigung das Motiv derselben: dann allerdings ist sie im moralischen Sinne indifferent. Ebenso indifferent würde eine „aus“ Abscheu begangene Handlung sein. Was für eine Rolle auch immer die Triebe und Gefühle positiver oder negativer Art als Begleiterscheinungen spielen mögen: aus der Motivation einer Handlung, die den Anspruch erhebt, sittlich, moralisch, tugendhaft zu sein, schalten sie völlig aus. Die gute Handlung darf nur ein einziges Motiv haben: das im Gewissen sich ankündigende Pflichtgebot.

(Dementsprechend wäre unsittlich, unmoralisch diejenige Handlung, die der ausgesprochenen Stimme des eigenen Gewissens zuwiderläuft. Der Mensch handelt schlecht, wenn er etwas anderes tut, als das, was ihm sein Gewissen als Pflicht entgegenhält.)

Wenn das Kantsche Autonomieprinzip den Menschen auf moralischem Gebiet zu seinem eigenen Gesetzgeber macht, wenn es jede heteronome, jede von außen an ihn herantretende Gesetzgebung ausschließt, so muß indessen auf das nachdrücklichste betont werden, daß auch die Persönlichkeit selbst sich selbst nur in einer einzigen Hinsicht gesetzgebend sein darf. Nur einem einzigen Bestandteil der Persönlichkeit ziemt es, das Gesetz zu erlassen: dem Gewissen.

Der Gedanke spitzt sich praktisch zu auf den Antagonismus zwischen Pflicht und Neigung. Der Kampf des Gewissens mit dem Gefühl, das Ringen beider um die Bestimmung des Willens, um die Motivation der Handlung, das erscheint bei Kant schließlich geradezu als das Charakteristikum der guten, der moralischen Handlung.

Indessen, man vergegenwärtige sich die Konsequenzen dieser Lehre in letzter Schroffheit. Ein Mensch, nehmen wir beispielsweise an, trägt in sich den Trieb zum Mord, die Lust an der Grausamkeit; aber sein Gewissen schreibt ihm eine freundliche Behandlung seiner Mitgeschöpfe vor und setzt dieselbe in hartem Kampf mit den feindlichen Instinkten durch; dieses Individuum handelt moralisch, denn es handelt „aus Pflicht“. Dagegen ein anderer Mensch, der seine Mitgeschöpfe liebt, dem es eigenes Bedürfnis, dem es „in Fleisch und Blut übergegangen“ ist, ihnen wohlzutun, der dies aus dem Herzen, nicht aus dem Gewissen heraus tut, er handelt moralisch indifferent, denn er handelt „aus Neigung“.

Hier war der Punkt, wo Schiller einhakte. Ohne das Kantsche Prinzip im mindesten anzutasten, das er vielmehr in vollem Umfang bejahte und zu dessen erhabenem Glanze er in Theorie und Dichtung Wesentlichstes hinzugefügt hat, krönte er es durch einen neuen Gedanken. Die 2 Menschen beispielsweise, die beide Nächstenliebe üben, der eine „aus Pflicht“ (und „mit Abscheu“), der andere „aus Neigung“: von ihnen handelt der erstere gut; der zweite aber ist gut.

Ein neues Ideal leuchtet über dem Kantschen auf: höher als der sittlich handelnde steht der sittlich beschaffene Mensch. Der Mensch, dessen Triebleben, dessen gesamte Persönlichkeit veredelt, verfeinert, kultiviert ist. Die Motive seiner Handlungen, die aus dem Gefühl entspringen, entsprechen denjenigen, die das Gewissen ihm liefert. Er darf sich bis zu einer äußersten Grenze dem freien Spiel seiner Neigungen überlassen: sicher, daß sie seinen Willen nicht anders bestimmen als in Uebereinstimmung mit seiner Pflicht. „Anmut“ ergießt sich über die äußere Erscheinung dessen, der keinen Streit und keinen Zwiespalt im Innern trägt, dessen Seelenkräfte sich solchermaßen in voller Harmonie befinden.

Es ergibt sich damit das scheinbare Paradoxon: in je höherem Grade der Mensch „gut“ ist, desto seltener handelt er „gut“. Der Ideal Mensch, der die Motive zu seinen Handlungen

unter allen Umständen aus seinen restlos dem Gewissen angeglichenen Neigungen nehmen dürfte, würde damit niemals „gut“, sondern stets sittlich indifferent handeln.

(Umgekehrt: je roher und unmenschlicher das Triebleben eines Menschen beschaffen, je weniger „gut“ er ist, um so mehr Gelegenheit und Nötigung entsteht ihm, „gut“ zu handeln: da ein solcher ja dauernd und bei jeder Kleinigkeit sein Gewissen wachrufen muß, um die Neigung zu bekämpfen.)

Tatsächlich indessen ist der Ideal Mensch, dessen Neigungen ohne Rest mit dem Gewissensgebot übereinstimmen, unmöglich. In dem Extremfall beispielsweise, wo die Pflicht, wie vom Soldaten, eine Aufopferung des Lebens verlangt, kann der auf Selbsterhaltung gerichtete Instinkt nicht aus freien Stücken zustimmen. In solchen Lagen muß selbst der höchstehende Charakter die Motive allein aus dem Gewissen nehmen und muß sie im Kampf mit dem widerstrebenden Gefühl durchsetzen. Solches „gute“ Handeln eines „guten“ Menschen verwandelt die Anmut seiner Erscheinung in Würde.

Schiller nennt den Menschen der höchsten Vollendung, dessen edle Natur sich in Würde kundtut, eine „schöne Seele“.

Die der Aesthetik entnommene Bezeichnung innerhalb der Ethik weist bereits hin auf eine Verknüpfung beider Bereiche. Diese Verknüpfung enthält das zweite Moment, das Schiller neu zu Kant hinzufügt. Daß auch auf ästhetischem Gebiet die grundlegenden Gedanken bei Schiller von Anbeginn vorhanden waren, daß die Bekanntschaft mit Kant ein Sichfinden verwandter Geister, nicht etwa eine Abhängigkeit des einen bedeutete, das beweist das frühe Gedicht: „Die Künstler.“ Hier schon wird das Problem behandelt, das später vor allem in den „Briefen über ästhetische Erziehung“ seine Ausgestaltung fand; das Problem: was bedeutet innerhalb der Entwicklung des einzelnen ebenso wie innerhalb der geschichtlichen Kulturentwicklung die Kunst?

Der ursprünglich von Trieben beherrschte Mensch steht vor der Aufgabe, seinen Willen dem Gebot der Pflicht zu unterwerfen, wie es im Gewissen sich ankündigt. Darin sind Schiller und Kant sich einig. Neu und einzig ihm angehörig aber ist der Weg zu diesem Ziel, den Schiller aufzeigt. Damit der Mensch dem Pflichtgebot gehorchen lerne, ist es nötig, daß er zunächst einmal von der Triebbestimmtheit losgelöst wird. Dies aber leistet die Kunst. Der ästhetische Zustand, der Zustand, in den die Beschäftigung mit der Kunst den Menschen versetzt, ist ein solcher der reinen, der „interesselosen“ Betrachtung; der Wille ruht; die Sinnlichkeit hat ihn zur Zeit aus ihrem Dienst entlassen. Solchermaßen befreit von der Sklaverei der Sinne aber wird der Wille instand gesetzt, allmählich überzugehen in den Dienst der Sittlichkeit.

Was für den einzelnen gilt, das gilt auch für die Menschheit im großen. Zwischen dem triebverklavten Volkstaat des Anfangs und dem pflichtbeherrschten Vernunftstaat des Endes steht der ästhetische Staat als Uebergang.

Werkwürdig und charakteristisch für den Dichter, den Künstler aber ist ein zeitweiliges Schwanken zwischen diesen Begriffsbestimmungen. Die Frage nach der Rangordnung der Werte findet keine gleichbleibende Antwort. Aus der Erziehung durch die Kunst wird mehr als einmal die Erziehung zur Kunst. Es gibt Gedankengänge bei Schiller, wo der ästhetische Zustand dem moralischen übergeordnet erscheint. „Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt, und nur, wo er Mensch ist, spielt er.“ Die Kunst ist in diesem Fall nicht mehr Mittel, sondern Zweck und Ziel.

Dem Kantschen Ideal der Spannung und des Kampfes wird auch in solchen Zusammenhängen das Goethesche Ideal der Harmonie und der Ruhe gegenübergestellt.

In höchster Vollkommenheit, tiefster Reife und letzter Klarheit, dabei in gerechter Abwägung jeweils der beiden entgegengesetzten Pole — der „Armut“ der griechischen Götter ebenso wie der „Würde“ des ringenden Herkules — faßt Schillers „Ideal und Leben“ alle Gedankenmassen, die ethischen und die ästhetischen, zusammen; ein Gedicht, das von Platen zu Kant reicht, und von dem Wilhelm von Humboldt mit Recht sagt: man müsse sich durch eine gewisse Anstrengung verdienen, es bewundern zu dürfen.

## Die geistige Grundlage der Freundschaft Goethe — Schiller im entscheidenden Niederschlag ihres Briefwechsels

Vgl. Reihmannsche Ausgabe, Insel Verlag Leipzig 1912; Band I. S. 5—10.

Schiller an Goethe.

Jena, den 23. August 1794.

Man brachte mir gestern die angenehme Nachricht, daß Sie von Ihrer Reise wieder zurückgekommen seien. Wir haben also wieder Hoffnung, Sie vielleicht bald einmal bei uns zu sehen, welches ich an meinem Teil herzlich wünsche. Die neuartigen Unterhaltungen mit Ihnen haben meine ganze Ideenmasse in Bewegung gebracht, denn sie betrafen einen Gegen-

stand, der mich seit etlichen Jahren lebhaft beschäftigt. Ueber so manches, worüber ich mir selbst nicht recht einig werden konnte, hat die Anschauung Ihres Geistes (denn so muß ich den Totaleindruck Ihrer Ideen auf mich nennen) ein unerwartetes Licht in mir angestekt. Mir fehlte das Objekt, der Körper, zu mehreren spekulativen Ideen, und Sie brachten mich auf die Spur davon. Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu geraten, in den sowohl die Spe-

fulation als die willkürliche und bloß nicht selbst gehorchende Einbildungskraft sich so leicht verirrt. In Ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigener Reichtum verborgen; denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden. Geister Ihrer Art wissen daher selten, wie weit sie gedrungen sind, und wie wenig Ursache sie haben, von der Philosophie zu borgen, die nur von Ihnen lernen kann. Diese kann bloß zerfallen, was ihr gegeben wird, aber das Geben selbst ist nicht die Sache des Analytikers, sondern des Genies, welches unter dem dunkeln, aber sichern Einfluß reiner Vernunft nach objektiven Gesetzen verbindet.

Lange schon habe ich, obgleich aus ziemlicher Ferne, dem Gang Ihres Geistes zugesehen, und den Weg, den Sie sich vorgezeichnet haben, mit immer erneuter Bewunderung bemerkt. Sie suchen das Notwendige der Natur, aber sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu den mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickelteste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält. Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde, aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr wert, als jeden anderen zu endigen — und Sie haben gewählt, wie Achill in der Ilias zwischen Phthia und der Unsterblichkeit. Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisierende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig gemacht worden. Schon in die erste Anschauung der Dinge hätten Sie dann die Form des Notwendigen aufgenommen, und mit Ihren ersten Erfahrungen hätte sich der große Stil in Ihnen entwickelt. Nun, da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhilfe der Denkkraft zu ersetzen und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen Wege ein Griechenland zu gebären. In derjenigen Lebens-Epoche, wo die Seele sich aus der äußeren Welt ihre innere bildet, von mangelhaften Gestalten umringt, hatten Sie schon eine wilde und nordische Natur in sich aufgenommen, als Ihr siegendes, seinem Material überlegenes Genie diesen Mangel von innen entdeckte, und von außen her durch die Bekanntschaft mit der griechischen Natur davon vergewissert wurde. Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem besseren Muster, das Ihr bildender Geist sich erkauft, corrigieren, und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen von staten gehen. Aber diese logische Richtung, welche der Geist bei der Reflexion zu nehmen genötigt ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welches allein er bildet. Sie hatten also eine Arbeit mehr, denn so wie Sie von der Anschauung zur Abstraktion übergingen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann.

So ungefähr beurteile ich den Gang Ihres Geistes, und ob ich recht habe, werden Sie selbst am besten wissen. Was Sie aber schwerlich wissen können (weil das Genie sich immer selbst das größte Geheimnis ist), ist die schöne Uebereinstimmung Ihres philosophischen Instinktes mit den reinsten Resultaten der spekulierenden Vernunft. Beim ersten Anblicke zwar scheint es, als könnte es keine größeren Opposita geben, als den spekulativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung, und sucht der letzte mit selbsttätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es gar nicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden. Zwar hat der intuitive Geist nur mit Individuen und der spekulative nur mit Gattungen zu tun. Ist aber der intuitive genialisch, und sucht er in dem Empirischen den Charakter der Notwendigkeit auf, so wird er zwar immer Individuen, aber mit dem Charakter der Gattung erzeugen; und ist der spekulative Geist genialisch, und verliert er, indem er sich darüber erhebt, die Erfahrung nicht, so wird er zwar immer nur Gattungen, aber mit der Möglichkeit des Lebens und mit begründeter Beziehung auf wirkliche Objekte erzeugen.

Aber ich bemerke, daß ich anstatt eines Briefes eine Abhandlung zu schreiben im Begriff bin — verzeihen Sie es dem lebhaften Interesse, womit dieser Gegenstand mich erfüllt hat; und sollten Sie Ihr Bild in diesem Spiegel nicht erkennen, so bitte ich sehr, fliehen Sie ihn darum nicht.

Die kleine Schrift von Moritz, die Herr v. Humboldt sich noch auf einige Tage ausbittet, habe ich mit großem Interesse gelesen, und danke derselben einige sehr wichtige Belehrungen. Es ist eine wahre Freude, sich von einem instinktarartigen Verfahren, welches auch gar leicht irre führen kann, eine deutliche Rechenschaft zu geben, und so Gefühle durch Gesetze zu berichtigen. Wenn man die Moritzischen Ideen verfolgt, so sieht man nach und nach in die Anarchie der Sprache eine gar schöne Ordnung kommen, und entdeckt sich bei dieser Gelegenheit gleich der Mangel und die Grenze unserer Sprache sehr, so erfährt man doch auch ihre Stärke und weiß nun, wie und wozu man sie zu brauchen hat.

Das Produkt von Diderot, besonders der erste Teil, ist sehr unterhaltend, und für einen solchen Gegenstand noch mit einer recht erbaulichen Dezens behandelt. Auch diese Schrift bitte ich noch einige Tage hier behalten zu dürfen.

Es wäre nun doch gut, wenn man das neue Journal bald in Gang bringen könnte, und da es Ihnen vielleicht gefällt, gleich das erste Stück desselben zu eröffnen, so nehme ich mir die Freiheit, bei Ihnen anzufragen, ob Sie Ihren Roman nicht nach und nach darin erscheinen lassen wollen? Ob und wie bald Sie ihn aber auch für unser Journal bestimmen, so würden Sie mir durch Mitteilung desselben eine sehr große Günstigkeit erzeigen. Meine Freunde sowie meine Frau empfehlen sich Ihrem gütigen Andenken, und ich verharre hochachtungsvoll

Ihr gehorsamster Diener

F. Schiller.

\*

Zu meinem Geburtstage, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundschaftlicher Hand die Summe meiner Existenz ziehen und mich durch Ihre Teilnahme zu einem emsigeren und lebhafteren Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern.

Keiner Genuß und wahrer Nutzen kann nur wechselseitig sein, und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln: was mir Ihre Unterhaltung gewährt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne, und wie zufrieden ich bin, ohne sonderliche Aufmunterung, auf meinem Wege fortgegangen zu sein, da es nun scheint, als wenn wir, nach einem so unvermuteten Begegnen, miteinander fortwandern müßten. Ich habe den redlichen und so seltenen Ernst, der in allem erscheint, was Sie geschrieben und getan haben, immer zu schätzen gewußt, und ich darf nunmehr Anspruch machen, durch Sie selbst mit dem Gange Ihres Geistes, besonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden. Haben wir uns wechselseitig die Punkte klar gemacht, wohin wir gegenwärtig gelangt sind, so werden wir desto ununterbrochener gemeinschaftlich arbeiten können.

Alles, was an und in mir ist, werde ich mit Freuden mitteilen. Denn da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte und ihrer irdischen Dauer weit übersteigt, so möchte ich manches bei Ihnen deponieren und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben.

Wie groß der Vorteil Ihrer Teilnehmung für mich sein wird, werden Sie bald selbst sehen, wenn Sie, bei näherer Bekanntschaft, eine Art Dunkelheit und Zaudern bei mir entdecken werden, über die ich nicht Herr werden kann, wenn ich mich ihrer gleich sehr deutlich bewußt bin. Doch dergleichen Phänomene finden sich mehr in unserer Natur, von der wir uns denn doch gerne regieren lassen, wenn sie nur nicht gar zu tyrannisch ist.

Ich hoffe bald einige Zeit bei Ihnen zuzubringen, und dann wollen wir manches durchsprechen.

Leider habe ich meinen Roman, wenige Wochen vor Ihrer Einladung, an Unger gegeben, und die ersten gedruckten Bogen sind schon in meinen Händen. Mehr als einmal habe ich diese Zeit gedacht, daß er für die Zeitschrift recht schicklich gewesen wäre; es ist das einzige, was ich noch habe, das Masse macht, und das eine Art von problematischer Komposition ist, wie sie die guten Deutschen lieben.

Das erste Buch schicke ich, sobald die Ausschüßbogen beisammen sind. Die Schrift ist schon so lange geschrieben, daß ich im eigentlichsten Sinn jetzt nur der Herausgeber bin.

Wäre sonst unter meinen Ideen etwas, das zu jenem Zweck aufgestellt werden könnte, so würden wir uns leicht über die schicklichste Form vereinigen und die Ausföhrung sollte uns nicht aufhalten. Leben Sie recht wohl und gedenken mein in Ihrem Kreise. Ettersburg, den 27. August 1794.

Goethe.